

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1850) Unterhaltungsblatt**

100 (22.12.1850)

# Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 22. Dezember 1850.)

Verantwortlicher Redakteur: Wih. Brandeker.

N<sup>o</sup>. 100.

## Der Thürmer von St. Marien.

(Fortsetzung.)

Lindstädt fuhr fort: „Nach ungefähr drei Jahren erkrankte mein Ohm, und kein Arzt vermochte ihm zu helfen. Als er seinen Tod herrannahen fühlte, sandte er einen Diener zum Probst von St. Marien, um das Trauzugniß herbeizuholen, welches dieser im Archive der Kirche aufbewahrte, damit es nicht verloren gehen sollte. Köckeritz, der vor einigen Tagen ins Haus gekommen und sich gerade im Nebengemache befand, vernahm diesen Austritt; er ging dem Diener entgegen, und dieser, ein schurkischer Bösewicht, verkaufte ihm die Urkunde und gab dann vor, der Probst sei ebenfalls krank und habe ihm nicht willfahren können. An demselben Abend starb der Ohm; am folgenden Tage auch der Probst an einem Schlagfluß, wie es hieß. . . . Hier versichere ich vor Gott dem Allwissenden, und schwöre den heiligsten Eid, daß ich von dem Vorhandenseyn und dem Verschwinden jener Urkunde keine Ahnung hatte! Das Bubenstück war zwischen dem Köckeritz und dem Schöneck verabredet worden, damit sie durch mich in den Besitz der Reichthümer gelangten, und Dietrich, den Diener, der beständig um meinen Ohm war, hatten sie zu dem Verbrechen erkaufte, denn er kannte alle Verhältnisse des Hauses und hatte oft an den Probst Botchaften ausgerichtet müssen von seinem Herrn, der dessen Freund war; ich fürchte auch, daß die beiden pöblichen Sterbefälle nicht von ungefähr gekommen waren! . . . Wie dem auch nun gewesen seyn möge: es gelang ihnen, mich in die Falle zu locken. Alle Wohlthaten vergessend, begann ich den Prozeß, den Schöneck als Rechtsgelehrter führte, die Urkunde ward natürlich nicht gefunden, und ich kam in den Besitz aller Güter meines Ohms, mit Ausnahme derjenigen, welche die kurfürstliche Kammererei und die Stadt einzogen. Natürlich belohnte ich fürstlich Diejenigen, die mir bei Erlangung des Erbes geholfen hatten. Damit aber war ihr Eigennuz noch lange nicht befriedigt, und als ich mich weigerte, ferner zu geben, zeigten sie mir die Urkunde und drohten, diese den Gerichten zu übergeben. Erst jetzt also — ich schwöre es — erfahre ich den wahren Zusammenhang der Sache, als es zu spät war, das Geschehene gut zu machen, denn es ging überall das Gerücht, daß Johannes mit Weib und Kind umgekommen sei. Leider, ach, scheute ich mich, offen das Bubenstück, das man gespielt, zu bekennen, weil ich fürchte, man werde mich für einen Mitschuldigen halten; auch drohten die Beiden, im Falle ich einen solchen Schritt thun würde, mit falscher Aussage, zumal Schöneck inzwischen bei der Stadt zu einem Amte gelangt war. . . . Ungeachtet ich mir einzureden suchte, daß ich ja unschuldig an der Sache sei, sprach dennoch mein Gewissen das Schuldig aus, wenn ich länger fremdes Gut behalte; aber statt ihm zu folgen, ging ich heimlichen Ausschweifungen nach, bis die Stimme in meinem Innern nach und nach betäubt ward. Unrecht Gut gebeißt jedoch nicht; was meine habgierigen Genossen mir ließen, rafften mir Unglücksfälle hinweg, so daß ich bald von Schöneck Geld leihen mußte, um nur meinen Hausstand bestreiten zu können. So kam ich ganz in die Gewalt des späteren Bürgermeisters, der mich von Verbrechen zu Verbrechen trieb, bis ich ihm endlich den eigenen Sohn zum Opfer bringen mußte, um nicht mit Schimpf und Schande mein Leben zu beschließen. . . . O, wäre ich noch im Besitze der Reichthümer: mit Freuden wollte ich sie hergeben,

um mein Gewissen zu erleichtern; aber ach! ich bin ja selbst ein Bettler jetzt! . . .“

Tief seufzend stützte er jetzt den Kopf in beide Hände, sein Wesen drückte die höchste Verzweiflung aus.

„Wie können nur die Menschen so schlecht seyn gegen einander, um der vergänglichlichen irdischen Habe willen!“ sagte Banka schauernd.

„Ihr könntet dennoch dem Beraubten zu einem Theile seiner Habe verhelfen,“ sagte Martin, der auch der Erzählung aufmerksam zugehört, nach kurzem Sinnen. „Landesherr und Stadt haben noch einen Theil der Güter inne, wie Ihr sagt; wohl, entdeckt den teuflischen Betrug, und diese Güter müssen dem rechtmäßigen Erben werden. . . .“

„Leider habe ich vor einigen Tagen, ehe die Neue über mich kam, jene Urkunde, den einzigen Beweis, vernichtet,“ sagte Lindstädt traurig. „Wird man auf ein bloßes Wort von mir, der ich vielleicht bald als Verbrecher vor aller Welt dastehe, jene Güter herausgeben?! Nimmermehr wird sich Kurfürst Otto, der des Geldes so viel braucht, dazu verstehen; und an der Spitze der Stadt steht Schöneck als Bürgermeister, dem es ein Kleines wäre, mich stumm zu machen. . . .“

„Ihr habt des schurkischen Dieners, des Dietrich, nicht wieder erwähnt,“ fuhr Martin nach einer Pause wieder fort; „habt Ihr nie wieder von ihm vernommen?“

„Er blieb seinem Charakter getreu und ward später ein Dieb,“ entgegnete der Rentmeister; „da er unter unserem Schutze zu stehen meinte, errieb er sein schändlich Handwerk so dreist, daß er öfter in Berlin eingekerkert ward, wo wir ihn dann mit großer Mühe befreien mußten. Vor zehn Jahren, als wir ihm das letzte Mal durchhalfen, sollte er gehängt werden. Später sah ich ihn nicht mehr.“

Martin schienen wichtige Gedanken zu beschäftigen; er versank in tiefes Nachsinnen, aus dem er erst erweckt wurde, als der Thürmer wieder eintrat, dem Valentin und Agnes folgten. Alle Drei waren tief bewegt.

„Gebt mir meinen Mantel, Banka,“ sprach Sträuber, und seine Stimme klang traurig wie noch nie; „ich will zurück zu meiner Einsamkeit, wo ich wenigstens ruhig werde sterben können.“

„Mein Vater,“ sagte Valentin schüchtern, „wenn Ihr denn nicht wollt, daß meine Agnes und ich Euch in Eurer Einsamkeit heimsuchen, so werdet Ihr diese doch einst verlassen, wenn —“

„Wenn man mich zu Grabe trägt,“ fiel der Thürmer ein, doch ohne Bitterkeit. „Dringt nicht weiter in mich,“ fuhr er fort, „ich kann nicht anders. Du hast meinen Segen, Valentin; möge es Dir wohlgehen auf Erden, bis wir uns droben wiederfinden. . . . Sage Anna, sie möge mir verzeihen, was ich Hartes gegen sie gesprochen; ich hatte ja nicht bedacht, daß Kinder anders fühlen und denken können, als die Eltern; ich hatte nicht bedacht, daß Ihr kein Rachegezübbe gethan. . . . Lebe wohl, Valentin; ich werde stets in Liebe Deiner gedenken, wenn Dich auch meine Augen nicht mehr schauen: hatte ich mich doch schon gewöhnt an den Gedanken, Dich zu missen, als die Kunde von Deinem Tode kam. . . .“

Er trat noch einmal an Anna's Lager. „Wie gleicht sie meiner theuren Barbara!“ sprach er. „Ich werde nun ganz einsam und verlassen seyn,“ fuhr er nach kurzer Pause fort; „doch wird's nicht lange mehr dauern, bis der entlaubte, morsiche Stamm zerfällt, und ein Leben beschließt voller bitterer Lei-

den und getäuschter Hoffnungen. Dann aber werde ich sie wieder finden; dann werde ich nicht mehr verlassen seyn."

"Ihr werdet auch hienieden nicht verlassen seyn," sprach Martin; "denn ich gehe mit Euch . . ."

"Valentin wird Deiner nöthiger gebrauchen, und Du es bei ihm besser haben, als bei mir," wandte der Thürmer ein.

"O nein, mein theurer Herr!" versicherte der Diener. "Ich diene Eurer Sohne, wenn ich bei Euch bleibe; und ich werde glücklich seyn, wenn ich Euren Gram und Kummer mit Euch theile, wie Ihr bisher Euer kärglich Brod mit mir getheilt . . ."

"Nun, so sei's!" sprach Sträuber, ihm gerührt die Hand reichend. "Du magst mir denn die Grillen vertreiben mit Erzählungen von Valentin und Anna!"

Noch einmal trat er zu Anna, als wollte er ihr Bild tief in seine Seele drücken, während Martin den Rentmeister in eine dunkle Ecke des Gemaches zog. "Wenn's Euch Ernst ist, Euer Vergehen wieder gut zu machen," sagte er leise zu diesem, "so verweilt hier, bis ich Euch Nachricht bringe."

"Jetzt komm, Martin!" sagte der Thürmer wieder, rief Valentin und Agnes ein letztes Lebewohl zu und schritt schnell hinaus. Martin drückte den Liebenden so wie der Wendin stumm die Hand, kniete an Anna's Lager nieder, ein still Gebet verrichtend, und folgte dann seinem Herrn. — Tiefe Stille herrschte eine Zeitlang im Gemach. —

"Valentin, mein Geliebter, werden wir denn auch glücklich seyn?!" begann Agnes endlich mit thränenfeuchten Augen zu dem jungen Manne aufblickend. "Wodurch haben mir es verdient, unter so vielem Jammer die Einzigen zu seyn, die ihrem Glücke entgegensehen?!"

"So lange Du mich liebst," entgegnete Valentin innig, "kann kein Schicksalschlag unser Glück zertrümmern, denn unsere Liebe ist's ja eben, die uns selbst über die Schrecken der Gegenwart zu einem Himmel nie geahnter Seligkeit führt!"

"O, ich werde Dich ewig lieben!" rief die Jungfrau. "Nie kann ich den Augenblick vergessen, als ich zum ersten Male die Blicke zu Dir erhob, und in Dir das Ideal fand, das längst meiner Seele vorgeschwebt hatte von dem Manne, dem ich einst angehören könnte. "Er ist's!" tönte es in mir, und alle meine Empfindungen jauchzten wieder: "Er ist's!" — Welch stolzes Gefühl durchwogte mich bei dem Gedanken: "Er hat sein Leben für Dich eingesetzt, er, der Held Deiner stillen Träume! . . . Und als ich aus Deiner Verwirrung schloß, daß auch Du Aehnliches fühltest — da mußte ich mit Gewalt mein Entzücken bergen in Gegenwart meines Vaters . . . So, Geliebter, fühle ich noch jetzt, — so werde ich fühlen, so lange das Herz mir schlägt . . ."

Valentin schloß sie zärtlich an seine Brust. "Wie wunderbar oft des Himmels Wege sind!" sagte er nach einer Weile. "Ich mußte Dich den Wogen des Meer's entreißen, damit Du mich später aus den Händen der Knechte Deines Vaters retten konntest. Denn hättest Du mich nicht in jener Nacht, obwohl vergeblich, gewarnt, so wäre der wackere Martin nicht auf den Einfall gekommen, mit seinen wendischen Freunden mir in jenem Karren heimlich zu folgen und den Anschlag zu vereiteln. So wollen wir auch ferner der Fügung Gottes vertrauen; Er wird's wohl mit uns machen . . ."

"Ja, das wollen wir, Geliebter," sprach Agnes. "Wir wollen aber auch seines Gebotes eingedenk seyn, das da Liebe und Veröhnung gebietet . . . Siehe, Valentin, hier ist ein tief bereuender Sünder, der sich nach Deiner Verzeihung sehnt; laß mich nicht umsonst seine Fürsprecherin seyn."

Sie führte den Geliebten zu Lindstädt, welchem Valentin mit milden Worten Friede und Veröhnung bot. Thränen dankbarer Freude erleichterten die gequälte Brust des Rentmeisters. "O, wie schön ist's doch unter guten Menschen!" rief er aus; "und ich Thor, — wie habe ich dies hohe Glück verkannt und von mir gestoßen! . . . O Agnes, Ihr seid wahrlich der Engel des Lichts, für den ich Euch hielt, als ich in jener Nacht Eure

warnende und tröstende Stimme vernahm und Ihr meinen Siegelring fordertet; damit mein Otto durch ihn erkenne, daß es mein Wille sei, jene That nicht auszuführen . . . Und ich habe Euch so arg verkannt . . ."

Der geräuschvolle Eintritt Menglers, des Stadtsöldners, unterbrach seine Rede. Der wackere Bursche, der seinen todtegläubten Vorgesetzten so tapfer vertheidigt, bis Martins und seiner Genossen Erscheinung auf dem Kampfsplatze der Sache eine andere Wendung gab, hatte diesen nicht verlassen wollen, zumal er erfuhr, welche Bewandniß es mit jener Sendung nach Tanagermünde hatte. Er war Valentin, der sich bald von seiner Betäubung erholte, gefolgt, und hatte in einer der wendischen Hütten vorläufig Unterkommen gefunden.

"Herr Rentmeister, oder vielmehr Herr Junker von Wolpersberg," redete er Valentin an, "wollt mir verzeihen, daß ich in Gegenwart des edlen Fräuleins und —"

Er hielt befremdet inne, als er den Rentmeister erkannte, von dessen Hierseyn er noch nichts wußte.

"Was bringst Du mir, mein wackerer Freund?" fragte Valentin. "Sprich frei heraus, was Du mir zu sagen hast."

Trotz dieser Aufforderung zog Mengler den jungen Mann in einen Winkel des Gemachs und sprach leise und eifrig zu ihm. Immer aufmerkamer hörte Valentin ihm zu.

"Das ist wahrlich seltsam," sagte Letzterer endlich; "und doch, wenn ich's recht bedenke —" Nach einigem Nachsinnen wandte er sich zu Wanka. "Könnte meine Verwundung wohl auf etliche Tage Eurer Pflege entbehren, gute Mutter?" fragte er. "Wenn Du selbst sorgsam Acht geben willst auf Alles, was ich verordne, so mag's drum seyn, wenn's seyn muß," entgegnete diese. "Mit jeder Stunde ist Deine Genesung sichtlich fortgeschritten."

"Was hast Du im Sinne, Geliebter?" fragte Agnes besorgt.

"Ich muß Dich auf kurze Zeit verlassen, Theure," erwiderte Valentin; "mich ruft die Pflicht von hinnen, denn bis ich irgendwo ein Amt erhalte, das uns Beide ernähret, stehe ich noch im Dienste der Stadt Berlin. Doch zage nicht, Agnes; der Gott, der uns bisher so gnädiglich beschützt, wird uns auch ferner nicht verlassen, daß sei gewiß . . . Vielleicht ist es mir vergönnt, ab und zu Dich und Anna zu sehen, die ich der Fürsorge der guten Mutter Wanka zurücklassen muß . . ."

"Ich werde ihr Schützer seyn, soweit mein Arm es vermag," sagte der Rentmeister; "meine Körperkrankheit wird in der Noth meinem Willen weichen . . ."

Valentin reichte ihm dankend die Hand. "Wo ist Otto?" fragte er dann.

Die Wendin berichtete, was dieser beim Weggehen gesagt.

"So werde ich mit ihm vereint handeln," sprach Valentin weiter. "Doch es ist hohe Zeit; schon beginnen die Hähne den neuen Tag zu verkünden."

Er nahm herzlichen Abschied von Agnes, die still ergeben sich Dem fügte, was der Geliebte als seine Pflicht erkannte. Mutter Wanka brachte ein Barett herbei, da Valentins blutige Kopfbedeckung im Karren zurückgelassen war; er selbst umgürtete sich mit seinem Schwerte und verließ mit Mengler die Hütte.

## 12.

Mitternacht war vorüber, eine sprühende Feuergarbe steigt leuchtend zum Himmel, fast zu gleicher Zeit tönte der durchdringende Ruf der Sturmglocke von St. Marien und bald mischten sich die langgezogenen Töne des Feuerrohrs in ihren mächtigen Klang.

Inzwischen war es auf den Gassen lebendig geworden. Bewaffnete Bürger stürzten aus den Häusern und eilten einem bestimmten Sammelplatze zu. "Die Stellmeister sind da!" rief man hier. "Nehmt Euch vor dem Kokeritz in Acht, Ihr wißt, daß er uns irre führen will!" warnte man dort. "Haut ihn in Stücke, wenn er sich blicken läßt!" tönte es wieder. "Jeder kennt ja unsere Anführer für diese Nacht!"

Die hölzerne Brücke, die über die Spree nach Köln führt, erdröhnt von den Tritten einer bewaffneten, mit Fackeln versehenen Mannerschaar, die von einem jungen, bleichen Reiter geführt wird. „Die Kölner kommen zur Hülfe!“ jubelt man ihnen entgegen, und Viele schließen sich dieser Schaar an, die den Weg zum Oderberger Thor einschlägt. Vergessen ist die Furcht vor der ansteckenden Seuche, vergessen die Zwietracht zwischen den beiden Schwesterstädten, die ihren Grund in der gegenseitigen Eifersucht hatte: es gilt ja, den gemeinsamen Feind aller fleißigen Bürger damaliger Zeit, die verhassten Raubritter und Stellmeister, zu bekämpfen, die schon so manche blühende Stadt in Asche gelegt hatten! — Da gilt kein Zaudern, nur gemeinsames Handeln kann retten.

Sich mit jedem Schritte vermehrend, hat die Schaar bald das Oderberger Thor erreicht, wo eine starke Abtheilung Stadtsöldner und Bürger Wacht hält. Der Führer gebietet Halt. Einer der Stadtsöldner tritt ehrerbietig an ihn heran.

„Wie ist das Gefindel in die Stadt gekommen, Mengler?“ fragte der junge Mann.

„Hier bei uns ist nicht eine Maus durchgelassen worden, Herr Junker von Lindstädt,“ entgegnet der Stadtsöldner. „Herr Valentin von Wolpersberg hat sich beim ersten Lärmen zu Roß gesetzt, um an den andern Thoren nachzusehen. . . . Ha, die Hunde scheinen gewußt zu haben, wer hier den Befehl hat; sie waren bange um ihre ganzen Schädel und haben sich eine andere Stelle ersehen. . . .“

Das Herankommen eines Reiters unterbrach ihn. „Beruhigt Euch, Freunde,“ rief dieser den Bürgern zu; „noch sind die Räuber nicht in die Stadt gedrungen bis auf Etliche, die sich schon früher eingeschlichen haben mögen, um die Brandfackel zu entzünden. Sicher haben sie ihren früheren Plan geändert, und denken jetzt, während des Feuerschreckens gefahrloser die Thore einzunehmen. Wir Stadtsöldner werden ihnen, wo sie auch immer kommen mögen, das Handwerk legen und sie mit blutigen Köpfen zurückweisen. Ihr Andern aber eilt schnell zu den brennenden Häusern und sucht zu löschen, damit das Feuer bei dem starken Winde nicht auch die noch verschonten Strohdächer erreiche. Der Junker von Lindstädt wird dabei auf Ordnung halten, und nichtswürdige Diebe bestrafen. . . . Eilt, Freunde; unter größter Feind ist das Feuer, den müßt Ihr besiegen; wir im Dienste der Stadt sichern Euch gegen den Ueberfall von aussen.“

Die Schaar wandte sich gehorsam den Brandstätten zu; nur Otto schien einige Augenblicke zu zögern. „Ich hätte so gern mit Dir den Schwerterkampf aufgesucht!“ sagte er zu Valentin.

„Dort ist eine größere Pflicht zu erfüllen, mein Bruder,“ entgegnete dieser. „Dort gilt es: zu retten, hier aber: zu tödten; jenes ist edler und verdienstlicher. Mein Platz ist bei den Stadtsöldnern, der Deine bei den Bürgern. Sollten wir aber hier der Hülfe bedürftig werden, so rechnen wir auf Dich. . . . Jetzt Gott befohlen, Otto!“

Die beiden jungen Männer drückten sich die Hand zum Abschiede. Otto sprengte seiner Schaar nach.

„Hätt's traun von den Kölnern nicht geglaubt, daß sie so sink zur Hand seyn würden nach den ewigen Zwistigkeiten zwischen den beiden Städten,“ wandte sich Mengler jetzt zu Valentin. „Aber freilich, wenn heut Berlin geplündert wurde, könnt's Köln morgen treffen! . . . Der Köckeritz hat sich noch nicht blicken lassen — vielleicht hat er den Braten gerochen, und zieht es vor, unbemerkt zu entfliehen; nun, ob wir oder die Andern ihn henken, bleibt sich gleich. Nur thut's mir um Fräulein Agnes leid. . . . Ja, ja, es war gut, daß ich auf nächtliche Kundschaft ausging, als wir aus jenem dem Galgenvogel am Spandower Thore abgenommenen Pergament erfahen, wie's mit dem Köckeritz und den Stellmeisern steht. . . . Habe die Kerls doch hübsch belauschen können, wie ich's bei den Welschen gelernt habe. Ich will nicht ruhmredig seyn, aber gut war's

doch, daß ich's that. Freilich, ohne Euch und Herrn Otto hätt's wenig genutzt; wenn Ihr nicht die Stadtsöldner und die jungen Bürger von Köln und Berlin auf Eure Seite gebracht hättet, so läße das Raubgesindel vielleicht schon d'rin im warmen Nest. Fein schlau habt Ihr's aber auch angefangen. Ihr sagtet es in jeder Gasse Einem, und der mußte es den wackersten Burschen wiedersagen, damit nichts vor der Zeit verrathen wurde, denn man kann nicht wissen, wer Alles noch dahinter steckt. Ebenso hat's Herr Otto dräben in Köln gemacht. Auch war's gut, daß Ihr die furchtsamen Klatschmäuler bei dem Glauben liebet, Ihr ginget als Geist um; konntet Ihr doch nun Nachts unangefochten durch die Gassen gehen und Euch mit Herrn Otto ungehindert besprechen. . . . Ja, ja, die Stadt ist Euch großen Dank schuldig!“

„Das Feuer greift mit entsetzlicher Schnelligkeit um sich,“ sagte Valentin, der wenig auf jene Reden Acht gegeben, mit banger Befürchtung. „Der Wind treibt die Flammen von einem Strohdach zum andern. Der Himmel wolle gnädig großes Unheil verhüten!“

„Wenn wir nur erst die Stellmeister zu Paaren getrieben hätten!“ fügte Mengler hinzu. „Dann könnten wir dort noch Hülfe leisten. . . . Aber die Halunken zögern heut so, wie neulich. . . . Muß doch mal ein wenig nach ihnen auslugen.“

Er erstieg den Wall und blickte scharf, aber vorsichtig über das Feld, auf welchem beim Scheine der Feuersbrunst ziemlich deutlich jeder Gegenstand wahrgenommen werden konnte. Etwas seitwärts vom Thor befand sich ein dichtes, meist nur aus jungen Tannen bestehendes Gebüsch, welches sich ungefähr tausend Schritte in's Feld hinausstreckte. Hinter diesem Gebüsch war das Feld hügelig.

Auch Valentin hatte den Wall erstiegen und über die Brustwehr hinweg eine Weile das Gebüsch mit großer Aufmerksamkeit beobachtet. Er ließ sich dann eine Armbrust reichen, legte das Geschos an, und im nächsten Augenblicke schwirrte der Bolzen dem Gebüsch zu, von woher zu gleicher Zeit ein unterdrückter Schmerzruf und ein wirres Geräusch hörbar ward, wie wenn Bewaffnete, die an der Erde liegen, sich erheben und vorsichtig durch dichtes Gebüsch sich drängen.

„Da also sitzen die Schurken drin,“ sagte Mengler, der ebenfalls die Wirkung des Schusses beobachtet hatte. „Sie lauern, daß die überhand nehmende Feuersbrunst uns von hier weg rufen soll, um dann mit leichter Mühe in die Stadt zu dringen, oder daß der Köckeritz uns verlocken werde, das Thor zu verlassen. Könnte man nur den Wald anzünden, daß die Höllenbrut zu Tode bratet!“

Valentin, der im Gebüsch verdächtige Bewegungen wahrgenommen, und deshalb den Bolzen dorthin entsendet hatte, war ebenfalls überzeugt, daß jenes Gebüsch die Hauptrotte der Stellmeister berge, die, wie er wußte, durch dasselbe Thor eindringen wollte, welches er mit zehn bis zwölf Stadtsöldnern vertheidigte. Er überlegte, ob es rätzlich sei, die Räuber draußen im Freien anzugreifen, und inzwischen die Stadt dem Köckeritz und seinem Anhang preiszugeben, von dem man nicht wissen konnte, wie groß er war. Gern wäre er mit den Söldnern und den bewaffneten jungen Bürgern hinausgezogen, denn er brannte vor Begierde, einen Theil des räuberischen Gesindels, die härteste Landplage damaliger Zeit, zu vernichten. Doch durfte er die nöthige Vorsicht nicht ausser Acht lassen, und beschloß daher, sich vorläufig auf die Vertheidigung der Stadt zu beschränken, und auf Befehle vom Rathhause zu warten. Er wußte freilich nicht, daß dort nur wenige Rathsherren versammelt waren, da die meisten auf Rettung ihres Eigenthums vor dem Feuer bedacht waren, und daß die Anwesenden die Zeit verwandten, den Bürgermeister aufsuchen zu lassen, der nirgend zu finden war. Auch hatte er vorher nur die zuverlässigen Bürger mit dem Plane der Stellmeister vertraut gemacht, ohne den Rath davon in Kenntniß zu setzen, denn er mußte von dem Einfluß des Köckeritz auf den Bürgermeister das Schlimmste erwarten sowohl

für die Stadt, als auch für sich, da er wußte, daß nur sein vermeintlicher Tod ihn gegen die Bosheit und die Macht dieser Männer schützte, und daß, wenn man ihn beseitigte, die Stellmeister sehr leichtes Spiel haben würden. — Jetzt jedoch sandte er einen Söldner mit der Meldung von der Nähe und großen Zahl der Stellmeister nach dem Rathhause, wo man aber, statt zu berathen, was zu thun sei, und dann kräftig zu handeln, nur in größeren Schrecken gerieth und keinen Entschluß zu fassen vermochte. Valentin sah ein, daß von ihm jetzt das Schicksal der Stadt abhing. —

Wohl über eine Stunde hatten Sträuber und Martin den Glockenstrang in Bewegung gesetzt, um durch den Ruf der Sturmglocken die Bürger zu immer größerer Thätigkeit gegen die mit großer Schnelligkeit um sich greifende Feuersbrunst aufzufordern. Jetzt hielt der Thürmer inne und überschaute einige Augenblicke das Flammenmeer zu seinen Füßen.

„Höre, Martin,“ wandte er sich dann zu diesem, „ich glaube, wir sind da unten mehr an unserm Platze, als hier oben. Der Feuersbrunst kann zwar Gottes Macht allein nur Stillstand gebieten; indessen giebt es doch noch genug zu thun, um zu retten, wo's noch angeht. Laß uns zuvor die Betglocke ziehen, damit das Volk sich erinnert, von wem all'ih' Hülf in dieser Noth zu erwarten ist, und dann laß uns hinunter eilen, unsere Schuldigkeit zu thun.“

„Hab' auch schon so gedacht, lieber Herr,“ entgegnete Martin, sich den Schweiß von der Stirn wischend. „Aber laßt mich für Euch mit unten arbeiten, denn eure geschwächten Kräfte —“

„Werden noch genug des Guten thun können,“ unterbrach ihn der Thürmer, den Strang zur Betglocke ergreifend. Mahnend erscholl ihr Ruf in feierlichem Klange durch die Luft.

Das Volk verstand dies Zeichen. Jeder sandte ein kurzes Gebet zum Herrn der Welt, und begann darn wieder neu gestärkt den Kampf mit dem entfesselten Elemente.

Als die Beiden unten im Thurme anlangten, wurden sie zu ihrem Schrecken gewahr, daß vom Schiffe der Kirche her heller Feuerschein durch die Fugen der Thür drang. Das Feuer mußte angelegt seyn, denn noch waren die Flammen der brennenden Häuser der Kirche nicht so nahe, daß auf eine Selbstentzündung zu schließen war. Jeder von ihnen hatte sich oben, um wirksamere Hülf leisten zu können, mit einer Art bewaffnet, und schnell entschlossen sprengte der Thürmer mit einem gewaltigen Hiebe die verschlossene Thür zur eigentlichen Kirche.

Im ersten Augenblicke entdeckten sie, daß einige zwischen die Chorstühle geworfene brennende Pechkränze die Ursache des Brandes waren; rasch aber züngelte die Flamme an dem trockensten Holze entlang, und keine Hoffnung blieb, das Feuer zu dämpfen, das schnell um sich griff. „Hier waren Nordbrenner!“ rief Sträuber. „Laß uns nach der Sakristei eilen, Martin, um zu sehen, ob's da noch was zu retten giebt!“

Die Sakristei hatte zwei Eingänge, einen vom Schiffe der Kirche, den zweiten vom Neuen Markte aus. Als sie zu ersterem durch Qualm und Rauch gelangten, fanden sie diesen von innen verriegelt. Zeit zu langem Besinnen war nicht vorhanden; zwei zu gleicher Zeit geführte kräftige Streiche sprengten auch diese Thür, daß sie aufsprang.

Ein entsetzlicher Anblick bot sich jetzt beim Scheine einer Leuchte ihren Blicken. Am Boden lag der Sakristan, mit Wunden bedeckt, in seinem Blute schwimmend. Zwei wild aussehende Männer waren eben damit beschäftigt, die goldenen und silbernen Geräthe und Kleinodien der Kirche in eine Lade zu packen.

„Ha, Nordbrenner und Kirchenräuber!“ donnerte der Thürmer ihnen zu, „so leicht soll der Frevler Euer nicht gelingen!... Nur über meine Leiche geht der Weg mit dem heiligen Gute!“...

Zu gleicher Zeit war er zu dem Ausgange geeilt, der auf den Markt führte, um den Räubern die Flucht abzuschneiden, während Martin mit erhobener Art ihnen den Ausgang in das Schiff der Kirche verwehrte.

Im ersten Augenblick stuzten die Frevler; als sie aber ge-

wahrten, daß die so plötzlich Eingedrungenen ihnen an Zahl nicht überlegen waren, zogen sie ihre Dolche aus den Gürteln und stürzten sich wüthend auf den Thürmer und seinen Gehälfen.

Es entstand ein erbitterter Kampf. Martin, der wohl einsah, daß seine einzige Waffe, die Art, ihn in diesem engen Raum nur hinderlich seyn konnte, wich, tiefe von sich werfend, geschickt dem Stöße seines Gegners aus und unterließ ihn dabei so hart, daß dieser zu Boden fiel, aber ihm Niederstürzen Martin mit sich zog, der indeß oben zu liegen kam. Noch aber besaß der Räuber den Dolch; Martin umklammerte mit eiserner Gewalt die Hand, welche die Waffe hielt, damit der Gegner diese nicht gebrauchen könne, während seine Kniee mit centnerschwerer Last die Brust des Räubers preßten, der mit krampfhafter Anstrengung sich von dem Gegner zu befreien suchte. Jeder der Kämpfenden suchte seine freie Hand in den Besitz des Dolches zu setzen; wer diesen erlangte, war Sieger, doch vermochte Martin mit dem ganzen Aufwand seiner Kräfte nicht, dem Räuber die Waffe zu entreißen, die dieser in seiner nervigen Faust ebenso fest umklammert hielt, als Jener mit der seinigen den Arm fesselte, der die Waffe hielt. Sobald des Einen oder des Andern Arm erlahmte, war der Kampf entschieden.

Auf andere Art hatte der Thürmer seinen Feind empfangen. Er führte einen gewaltigen Hieb auf den Angreifenden, der diesem den Kopf gespalten hätte, wenn er nicht schnell zurückgesprungen wäre. Ehe Sträuber aber zu einem zweiten Hiebe ausholen konnte, war der Gegner an ihn heran und zückte den Dolch auf des Thürmers Brust. In demselben Augenblicke aber ließ Sträuber die erhobenen Arme mit der Art zum Streiche auf seinen Feind herniederfallen, so daß dessen Dolchstoß seinen linken Arm traf, während die scharfe Schneide der Art in des Räubers Rücken drang, daß dieser, den Dolch fallen lassend, rücklings gegen einen Tisch taumelte, auf dem die Leuchte stand, und mit demselben zugleich niederstürzte. Die Leuchte verlöschte zwar, doch das Feuer in der Kirche warf ein grelles Licht auf den Kampfplatz an der heiligen Stätte.

„Muth, Muth, Martin, ich komme Dir zur Hülf!“ rief der Thürmer jetzt, indem er sich blühte, um den Dolch des Räubers vom Boden aufzunehmen, da diese Waffe ihm nützlicher schien, als seine frühere. „Nur einen Augenblick noch, bis ich diesen Clenden vollends zur Hölle geschickt, wohin er gehört!“

„Du aber fährst mit mir!“ kreischte der verwundete Bandit, indem er mit Verzweiflungskraft die Leuchte dem Thürmer ins Gesicht schleuderte, daß die Glassplitter darin sitzen blieben. Zugleich raffte er sich auf und umspannte mit beiden Händen den Hals des Thürmers, um ihn zu erdroffeln. Zwar stieß ihm Sträuber den Dolch bis an das Heft in die Brust, doch konnte er sich dadurch des Feindes nicht erwehren, der sterbend ihn mit sich niederriß und dessen Fingern die Todesangst eiserne Kraft verlieh. Umsonst versuchte Sträuber, mit seiner rechten Hand sich los zu machen aus der tödtenden Umschlingung: der obwohl nur kurze Kampf und der Blutverlust seines verwundeten linken Armes hatten ihn zu sehr erschöpft.

Schon war er dem Erstickten nahe, als es ihm schien, daß der Druck des Banditen schwächer werde. Noch eine letzte Anstrengung versuchte er, und siehe, die Hände seines Gegners fielen kraftlos herab. Er hörte Martin dumpf stöhnen, wollte sich schnell erheben, um auch diesen zu befreien, aber es war ihm, als hingen große bleierne Gewichte an seinen Gliedern. Zugleich empfand er einen stechenden Schmerz in seinen Augen, so wie eine qualende Uebelkeit im ganzen Körper; er vermochte kaum zu athmen. „Ha — der Rauch — das Feuer —“ murmelte er, seine Augen schließend. „Martin — hilf — ich erstickte!“

Martin gab keine Antwort mehr. Noch einmal athmete der Thürmer tief auf, da wahr ihm, als ob ein frischer Luftzug über sein Antlitz strich; doch mit diesem Athemzuge schwand sein Bewußtseyn. —

Otto hatte inzwischen mit der größten Anstrengung der

Feuersbrunst Einhalt zu thun gesucht; er ging überall den Bürgern mit seinem Beispiele voran, setzte sich der größten Gefahr aus, und leitete und ordnete an, wo es nöthig war. Zwar folgten ihm die Bürger willig und arbeiteten im Schweiße ihres Angesichts; zwar hätte man einen ziemlich bedeutenden Reich anfüllen können mit dem Wasser, mit welchem man die vom Brande bedrohten Häuser überschwemmte, und das mühsam aus dem Flusse herangeschafft werden mußte; zwar suchte man durch Niet erreißen einzelner Häuser dem entfesselten Element eine Gränze zu setzen: dennoch gelang es nicht, des Feuers Herr zu werden, das trotz aller Anstrengungen nur mit verdoppelter Wuth um sich griff. Dabei war die Hitze in der Nähe der Brandstätten unerträglich und lähmte die Kraft Derer, die mit unglaublicher Ausdauer mit den Flammen kämpften. Brennende Holzstücke und Strohbindel von der Hitze emporgetrieben, warf der Wind auf die Strohdächer der noch verschont gebliebenen Stadttheile, daß auch hier die rothe Pohe zum Himmel leckte und neuer Schrecken entstand. Die Stadt schien dem Untergange geweiht; gewiß ein Viertel hatten die Flammen schon zerstört.

Da mußte sich Otto sagen, daß es thöricht sei, länger noch den erfolglosen Kampf gegen die mit jeder Minute wachsende Feuersbrunst fortzusetzen; jetzt galt nur, zu retten, was noch zu retten war, indem man es aus dem Bereiche der umschweifenden Flamme brachte. Er gebot daher, abzulassen von den nutzlosen Lösversuchen und sich rottenweise in die noch vom Feuer verschonten Häuser zu verteilen, um aus ihnen Alles, was der Rettung werth und möglich sei, hinüber nach dem sichern Köln zu schaffen, damit wenigstens von der beweglichen Habe der Bürger ein großer Theil in Sicherheit gebracht werde. Zugleich bedrohte er Jeden, der nachher überführt werde, fremdes Gut an sich behalten zu haben, mit dem schmachlichsten Tode. Auch jetzt folgte Alles gehorsam dieser Anordnung, und ihr ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß sich Berlin verhältnißmäßig schnell von dem harten Unglück erholte.

Eben wollte er selbst thätig mit Hand anlegen, als man ihm berichtete, daß das Innere der Kirche von St. Marien in lichten Flammen stehe. „Um Gott — der Thürmer!“ rief er entsetzt aus bei dem Gedanken, daß dieser unrettbar verloren sei, wenn er noch in seiner hohen Behausung weile. „Auf, laßt uns hin, zu sehen, ob wir noch retten können!“ rief er den Umstehenden zu, und eilte nach dem neuen Markte.

„Gott sei geobt, die Thurmtruppen sind noch unverfehrt!“ sagte Otto mit erleichteter Brust, als er dort anlangte. „Steige schnell Einer hinauf und mache dem Thürmer die Gefahr kund, indeß wir andern die Heiligthümer zu bergen suchen!“

In diesem Augenblicke trat ein Chorknabe zu ihm heran. „O Herr, helft vor Allem dem armen Sakristan!“ bat er zitternd. Auf Otto's Fragen erzählte er dann, daß er mit dem Sakristan zur Kirche gegangen wäre, um die heiligen Geräthschaften in Sicherheit zu bringen. Kaum aber wären sie eingetreten in das Gotteshaus, als durch die offen gebliebene Thür zwei Männer auf den Sakristan zustürzten, ihm Dolche auf die Brust setzten und ihn so zwangen, ruhig zuzusehen, wie einer der Räuber den Altar entleerte. Damit aber seien sie noch nicht zufrieden gewesen, sondern hätten durch fürchterliche Drohungen den Diener der Kirche gezwungen, ihnen die Sakristei von innen zu öffnen. Kaum sei dieß geschehen, als sie den Sakristan erdolchten, Feuer in die Kirche warfen und dann die Thür der Sakristei hinter sich verschlossen. Den Knaben selbst habe man ganz unbeachtet gelassen; er habe sich in einen Winkel der Kirche geflüchtet und nur noch wahrgenommen, daß gleich darauf zwei Männer vom Thurm aus in dieselbe eindrangen. Er sei nicht im Stande gewesen, einen Laut von sich zu geben, so habe ihn das Entsetzen ergriffen, und nur das schnell überhandnehmende Feuer habe ihn soweit zu Sinnen gebracht, daß er aus einer nur von innen verriegelten Seitenpforte der Kirche flüchtete.

Otto eilte sogleich mit mehreren Leuten zur äußern Thür der Sakristei, welche zwar von innen verriegelt war, aber der

vereinten Anstrengung auf den ersten Stoß nachgab. Rauch und Qualm drang ihnen entgegen, doch der starke Luftzug der offenstehenden Thür zertheilte die erslickenden Dünste sogleich, und man konnte eintreten. Es geschah dieß in demselben Augenblicke, wo der Thürmer das Bewußtseyn verlor. Auch Martin lag ohne Besinnung auf seinem ebenfalls betäubten Gegner. Der andere Räuber, so wie der Sakristan, gaben kein Lebenszeichen mehr von sich; sie waren bereits todt.

Otto lud die Thürmer auf seinen Arm und trug ihn hinaus an die Luft. Dasselbe thaten die andern Leute mit den übrigen, noch in der Sakristei Liegenden, wo man beim hellen Lichte der Feuersbrunst, Otto zu Liebe, mit ihnen die zu damaliger Zeit üblichen Wiederbelebungsversuche anstellte. Bei dem Thürmer und Martin hatten sie guten Erfolg; deutlich sah man, wie sie sich allmählig erholten.

Nicht lange währte es, so jagte Valentin auf dampfendem Rosse an die Stelle heran. Auf die Kunde von dem Brande der St. Marienkirche hatte er Mengler den Befehl am Oberberger Thor anvertraut, da ihn die Angst um den Vater nicht länger weilen ließ. Er hatte einen großen Umweg nehmen müssen, da in vielen Gassen nicht mehr durchzukommen war. „D, tausend Dank Dir, Otto!“ rief er vom Rosse springend. „Aber sprich: lebt der Theure noch?“

„Er ist nur betäubt vom Blutverlust und vom Rauch,“ erwiderte Otto. Doch ist die Wunde nur leicht, das sahe ich, als ich den Verband umlegte.“ Sanft ließ er den Thürmer in Valentins Arme gleiten.

Als hätte die Gegenwart seines Sohnes heilende Kraft geäußert, so schlug Sträuber die Augen auf, als Valentin kaum einen Kuß auf seine Stirn gedrückt. Er erkannte den jungen Mann sogleich. „Valentin, mein Sohn, Du hast mich gerettet?“ fragte er gerührt.

„Nicht ich, mein Vater; ich kam zu spät!“ entgegnete Valentin, indem er Otto's Hand ergriff und diesen wider dessen Willen näher zog. „Hier, theurer Vater, seht Ihr Euren Retter!“

Der Thürmer erhob seine Augen und zuckte merklich zusammen, als er Otto erblickte. Doch schon im nächsten Augenblicke bezwang er seinen heftigen Widerwillen und reichte dem Sohne des Todtsfindes die Hand. „Ich danke Euch, junger Mann,“ sagte er. „Sollte ich Euch früher verkannt haben, so verzeiht das einem armen, vom Unglücke hart verfolgten Greise!“

„O, edler Herr!“ rief Otto tief erregt, „könnte ich nur den hundertsten Theil der Leiden ungeschehen machen, die Euch durch uns —“

„Nicht davon, Otto!“ bat Valentin. „Seht, da kommt Martin, der gleichfalls zum Leben zurückgekehrt; laßt uns dem treuen Freund unsern Dank sagen.“

„Das und noch mehr hat er verdient,“ sagte der Thürmer, den hochkreuzten Martin in seine Arme schließend. — Trotz der sie umgebenden Schrecken schauten die Umstehenden theilnehmend dieser schönen Scene zu.

„Verzeiht, mein Vater, daß ich jetzt, wo ich Euch gerettet weiß, Euch wieder verlasse,“ sagte Valentin jetzt. „Die Pflicht ruft mich von hinnen, und da Martin bei Euch ist, weiß ich Euch ja in guten Händen!“

Er küßte dem Thürmer zum Abschiede ehrerbietig die Hand und jagte wieder dem Oberberger Thore zu, wo man noch immer einen Angriff der Stellmeiser erwarten mußte, die jenes Gebüsch noch nicht verlassen.

„Gestattet mir, edler Herr,“ nahm Otto jetzt ehrerbietig das Wort, „Euch hinüber nach Köln in Sicherheit zu bringen, da Ihr hier doch nicht verweilen könnt.“

„Ich nehme Euer Anerbieten an, junger Mann,“ erwiderte der Thürmer; „denn ich sehe wohl, ich kann doch nicht Hülfe leisten, wie ich wollte. Doch findet Ihr in der Sakristei in einer Lade die heiligen Geräthschaften, die Gott gegen die Kirchenträuber beschützt hat; wenn Ihr für diese sorgen wolltet...“

„Wir können die Lade mit uns nehmen,“ sagte Otto.

„Unter diesen wackern Leuten hier sind wohl Etliche, die sie hinübertragen, während Ihr, durch Martin und mich unterstützt, den durch Euch geretteten Heiligthümern folgt.“

„So sei es!“ sprach der Thürmer gerührt, den Arm des jungen Mannes annehmend. Zugleich fanden sich auch Träger für die Lade und langsam setzte sich der Zug in Bewegung.

„Sagt mir, Herr von Lindstädt,“ nahm der Thürmer nicht ohne einige Ueberwindung das Wort, „wißt Ihr vielleicht, wie's mit der Anna steht? . . . Ich und der Martin sind seit jener Nacht nicht wieder aus der Stadt gekommen . . .“

„Am gestrigen Abend lebte sie noch,“ entgegnete Otto mit bewegter Stimme. „Weiter aber kann ich Euch nichts sagen, edler Herr, denn ich habe Valentin, der allnächtlich einen Boten hinausgeschickt, gebeten, nur wenn sie ausgelitten — — Verzweigt . . .“

Er konnte vor heftiger innerer Bewegung nicht weiter sprechen. Auch der Brust des Thürmers entrang sich ein schmerzlicher Seufzer, und Martin fuhr mit der Hand wiederholt über sein Gesicht. Schweigend setzte man den Weg fort; das herbe Leid im eigenen Herzen hatte für den Augenblick das Gefühl für das allgemeine sie umgebende Elend in den Hintergrund gedrängt. —

Inzwischen hatten sich vor der Pforte der Sakristei viele Menschen versammelt, denn mit Blitzesschnelle war das Gerücht von der Gefangennahme der Brandstifter verbreitet worden, und jeder brannte vor Begierde, sich an den Unholden zu rächen. Man bedauerte, daß der Tod Einen der Missethäter der Rache des Volkes entzogen; um so entsetzlicher sollte sie den andern treffen, mit dem man sich alle nur erdenkliche Mühe gab, um ihn ins Leben zurückzurufen, und groß war die Freude, als einige Anzeichen verkündeten, daß der Wunsch der Umstehenden in Erfüllung gehe. Nur so lange wäßigte man den wilden Jubel, als Otto mit dem Thürmer in der Nähe war.

„Was sehe ich!“ rief plötzlich Einer aus dem Haufen; „die beiden Halkunten sind ja die fremden Handelsleute, die im Hause meines armen Herrn sich seit etlichen Tagen eingenistet haben, und vor denen er immer so große Scheu hegte, als wären es wer weiß was für Leute! . . . Der wird schön erschrecken, wenn er erfährt, welch Gefindel er unter seinem Dache hatte! . . . Und am Ende stecken noch mehrere solcher Räuber drin!“

Es war Kurt, der Knecht des Kronenwirths vom Neuen Markt, der durch diese Worte seinem Ersauern und zugleich Entsetzen Luft machte. Hatte ihm die aufgeregte Menge schon mit argwöhnischer Bewunderung zugehört, so machte die in seinen letzten Worten ausgesprochene Befürchtung vollends die Begierde nach mehr Opfern ihrer Rache rege. Da Kurt als des Kronenwirths Knecht bekannt war, so erscholl lautes Beifallgeschrei, als Einer aus der Menge den Vorschlag machte, hinüber zu gehen und das Haus desselben zu durchsuchen; nur Einige sollten zur Bewachung des gefangenen Mordbrenners zurückbleiben. Kurt mußte den Führer im Hause seines Herrn spielen.

Meister Trautmann war eben in dem oberen, kleinen Gemach, in welchem er Dietrich beherbergt hatte, als plötzlich der Haufe in sein Haus eindrang und gleich darauf die verschlossene Thür des Gemaches sprengte. Rings um ihn lagen Stroh- und Pechfränze, die er eben geformt zu haben schien, desgleichen Waffen und Rüststücke, deren Aussehen darauf schließen ließ, daß sie bisher im Gebrauch gewesen, und endlich auch Geldtruhen, Schmuckkästchen und andere Sachen, theilweise mit frischen Brandspuren versehen, also offenbar aus den brennenden Häusern entwendet. Sein Todeserschrecken, als er sich überrascht sahe, die aschgraue Farbe seines sonst hochrothen Gesichts — dies Alles ließ die Eingedrungenen keinen Augenblick in Zweifel, daß er Theilnehmer, vielleicht gar Anstifter des Verbrechen sei, das die Stadt zu vernichten drohte. Man schleppte ihn auf den Markt, nicht achtend seiner Versicherungen, daß er Alles bekennen wolle, wenn man ihm das Leben ließe. Man band

ihn mit dem todten und dem noch halb ohnmächtigen Stellmeister zusammen, zerrte sie hin zu einem fast niedergebrannten Haufe und warf sie in die Glut. Das Jubelgeschrei der Menge überdönte das entsetzliche Gebrüll, das aus den begierig züngelnden Flammen erscholl, bis es nach kurzer Zeit gänzlich aufhörte. —

Otto, nachdem er den Thürmer sammt den Kleinodien aus der St. Marienkirche in Sicherheit gebracht, war in die brennende Stadt zurückgekehrt, um die Ordnung beim Räumen der unversehrten Häuser so viel als möglich aufrecht zu erhalten, wie er's vorhin schon beim Löschen gethan. Auch hierbei folgten die Bürger willig seinen Anordnungen.

Er verweilte eben beim Rathhause, aus welchem man die wichtigen Dokumente und Urkunden forschaffte, da der Giebel des Gebäudes bereits Feuer gefaßt hatte, als Mengler, der ihn gesucht, zu ihm trat.

„Herr Valentin läßt Euch ersuchen,“ sagte er, „eiligst die Hälfte der an den Thoren vertheilten Stadtsöldner und so viel bewaffnete Bürger zusammen zu rufen, als sich Euch anschließen wollen; diese Mannschaft müchtet Ihr dann zum Spandower Thore hinaus durch die Felder dem wendischen Dorfe zuführen, denn das Diebsgesindel da draußen, wohl über hundert Mann stark, das seine räuberische Absicht auf die Stadt durch unsere Wachsamkeit vereitelt sieht, macht Anstalt, die wendischen Hütten zu plündern, um doch etwas Beute mit hinweg zu nehmen. Zugleich will Herr Valentin mit uns vom Oberberger Thore aus einen Angriff auf die Halkunten machen. Vielleicht gelingt's so, das ganze Ungeziefer zur Hölle zu senden.“

Eilig schwang sich Otto aufs Roß, und sprengte davon, Valentins Anordnungen auszuführen. Nach kurzer Zeit hatte er mit einem ungefähr fünfzig Bewaffnete starken Zug die Stadt verlassen.

Es war so, wie Mengler berichtet. Die Stellmeister strömten in heißen Haufen den wendischen Hütten zu, und ihre Vordersten waren bereits im Kampfe mit den Einwohnern derselben begriffen, an deren Spitze man den Rentmeister tapfer freiten sah. Wie der Blitz fuhr Valentin mit seinen Getreuen in die ungerichteten Rotten, vor sich niedermachend, was Stand zu halten versuchte. Die Räuber suchten endlich ihr Heil in der Flucht, aber da war es wieder Otto mit seiner Schaar, der wie ein rächender Gott in ihre Haufen brach, während Lindstädt mit den Wenden das eiserne Netz vervollständigte, welches um die Buschflepper gezogen war. So zum Kampfen genüthigt, vertheidigten sich die Stellmeister auch mit der Verzweiflung, welche von der Gewißheit ihres unvermeidlichen Verderbens erzeugt ward. Mann gegen Mann wogte der Streit, und lange blieb er unentschieden, da sich die kämpfenden Theile an Zahl fast gleich waren. Schon dämmerte am entfernten Horizonte die Morgenröthe heraus und vereinte sich allmählig mit dem Widerschein der Feuerbrunst, als die letzten Stellmeister die Waffen von sich warfen und winselnd um Gnade flehten, die ihnen auch von den Siegern, des Blutvergießens müde, gewährt ward. Sie wurden gefesselt und scharf bewacht.

Aber theuer war der Sieg erkauft worden; viele wackere Bürger und Stadtsöldner hatten ihn nicht mehr geschaut!

Kaum hatte Valentin sein blutriesendes Schwert in die Scheide geworfen und Gott gedankt, daß er ihn in dem harten Kampfe unversehrt erhalten, so fragte er besorgt nach Otto, den er seit Beginn des Gefechtes nicht wieder gesehen. Man zeigte ihn nach einem unsern gelegenen Hügel. Banger Ahnung voll eilte er dorthin: da sahe er Otto in den Armen seines Vaters liegen, bleich, mit Blut bedeckt; von einer feindlichen Hellebarde getroffen, zog sich eine klaffende Wunde über seine Stirn, aber noch lebte er, ja, ein Lächeln verklärte sein sonst so düsteres Antlitz. Er reichte dem bestürzten Freunde die matte Hand.

„Du wirst wieder genesen, Otto!“ rief Valentin, neben dem Bewundeten niederknien; doch der Schmerz, der in seiner Stimme lag, strafte diese Hoffnung Lügen.

„Für diese Welt ist's vorbei, Freund,“ entgegnete Otto mit

schwacher Stimme, „und es ist gut, daß dem so ist . . . Mit Deinem Vater habe ich mich ausgeföhnt,“ fuhr er nach einer Pause fort; „sage dies Anna — wenn Du sie noch siehst — und sage ihr — daß ich sie auch wiedersehen werde — dort oben — — Gräße Deine Agnes — seid glücklicher — als ich! . . . Lebt wohl — Alle, Alle! . . .“

Er richtete das schon brechende Auge noch einmal auf seinen Vater, der in düsterem Schmerze auf den Sohn herniederblickte. „Vater, auch Du — wenn ich ungerecht — gegen Dich — —“

Die bleichen Lippen versagten ihm den Dienst. Noch einmal winkte er mit der Hand, wie zum Abschiede, — er war nicht mehr.

Jammernd warf sich der Rentmeister über den Leichnam, und aus Valentins Augen fielen zwei Thränen auf das Antlitz des Geliebten seiner Schwester. Dann aber gebot die Pflicht: er durfte sich nicht seinen stummen Betrachtungen überlassen.

„Bringt den Todten und seinen armen Vater in das Dorf,“ sagte er zu einigen wendischen Bewohnern desselben, die sich in seiner Nähe befanden, „und meldet Wanka das Vorgefallene.“ Die Wenden vollzogen sein Gebot.

Er eilte jetzt zu den Gefangenen, um die Zahl derselben zu erforschen, damit er einen geeigneten Aufbewahrungsort für dieselben angeben könne. Zu seinem Erstaunen fand er Martin, den er in Köln wähnte, in eifrigem Zwiegespräch mit einem Gefangenen begriffen. „Du hier, Martin?“ fragte er überrascht, als er den Kleinen mit einer Hellebarde bewaffnet sah.

„Euer Vater war in Sicherheit, als die Kunde von dem bevorstehenden Kampfe drüben in Köln erscholl,“ entgegnete dieser; „und da litt's mich nicht im Orte, ich mußte seyn, wo Euch Gefahren drohen . . .“

Valentin drückte dem Treuen gerührt die Hand. „Was ist's mit diesem Gefangenen?“ fragte er dann.

„Das ist der Diener, Herr, der dem Röckeritz damals das Trauzzeugnis Eures edlen Großvaters überantwortete,“ sagte Martin. „Ich suchte ihn hier, da ich ihn hier vermuthen konnte, damit er Zeugniß ablege in der gerichtlichen Klage gegen die Erbschaftsräuber; hätte ihn schon dahin bringen wollen, die Wahrheit zu Tage zu fördern. Jetzt nun sagt mir der Mensch, daß ihm vom damaligen Probst zwei gleichlautende Urkunden über den Trauungsakt übergeben worden, da Euer Ahnherr das Dokument aus Vorsicht hatte doppelt ausfertigen lassen, und daß er eine Urkunde für sich behalten, um im äußersten Falle der Noth davon Gebrauch zu machen, und er verspricht, das für Euch so wichtige Dokument herbeizuschaffen . . .“

„Dies Versprechen werde ich halten, wenn Ihr mir gelobt, mich nicht den Berliner Gerichten auszuliefern zu wollen,“ setzte Dietrich hinzu; „auch will ich Euch noch andere wichtige Kunde mittheilen.“

„Dich habe ich öfter gesehen, Bursche,“ sprach Valentin, den Gefangenen aufmerksam betrachtend.

„Ihr habt Recht, junger Herr,“ entgegnete der Stellmeister; „It's seit dem letzten Male wohl an zehn Jahre her. Es war in der Herberge zwischen Rathenow und Berlin, wo wir den Tuchmacher aus Rathenow trafen, der mit zweien solchen Kindern, wie Ihr und Eure Schwester damals waret, und mit einigem Gelde versehen, nach Berlin wandern wollte, um die Thürmerstelle auf St. Marien zu erlangen. Er ging mit Tagesanbruch fort, und als wir nach zwei Stunden desselben Weges zogen, fanden wir ihn und seine zwei Kinder ermordet im Walde liegen. Das Geld war weg, aber seine Kundschafts-Pergamente als Rathenower Tuchmacher hatte man ihm gelassen. Wir begruben die Leichen gemeinschaftlich, Euer Vater nahm die Urkunden mit und so erhielt Johannes von Wolpersberg als Tuchmacher Sträuber aus Rathenow das Amt des Thürmers . . .“

Valentins Blick verfinsterte sich bei dieser Erinnerung. Ohne darauf zu achten, fuhr der Stellmeister fort:

„Schöneck ward durch das veränderte Aussehen Eures Vaters getäuscht; ich aber, der ich ihn öfter auf meinen Hin- und Herzügen begegnet war, hatte ihn wiedererkannt, obwohl ich mir dies nicht merken ließ . . . Seht, ich habe Euch damals einen wichtigen Dienst geleistet, daß ich dem Bürgermeister nicht Euren wahren Namen vertraute, denn Ihr wißt, mit welchen Strafen Ihr und die Euirigen bedroht waret, wenn Ihr Euch je innerhalb der Berliner Stadtmark blickten ließt. Ich hoffe zu Eurer Großmuth, daß Ihr mir jetzt diesen Dienst vergelten werdet, zumal Ihr nur durch mich in Eure Rechte eingesetzt werden könnt . . .“

„Was du da eben sagtest, ist freilich die Wahrheit,“ entgegnete Valentin nicht ohne Erröthen. „Diese Handlung meines Vaters habe ich selbst nie billigen können, aber sie ließ sich in seinen Verhältnissen sehr wohl entschuldigen. Was aber Deine Forderung betrifft, so widerspreitet sie meiner Pflicht, so gern ich auch die reine und makellose Ehre meiner Familie wiederhergestellt sehen möchte . . .“

„Ueberlaßt den Gefangenen mir, lieber Herr,“ sagte Martin; „ich habe ein Recht auf ihn, denn er ist mein Gefangener, da ich es war, der ihm die Waffe aus der Hand wand, wie mehrere Bürger bezeugen können. Ich habe auch nicht im Dienste der Stadt gekämpft, und kann daher über ihn schalten nach Gutdünken. Erlaubt, daß ich ihn zu meinen wendischen Freunden in sichere Verwahrung bringe . . . Herr Ihr kennt mich und wißt, daß ich nichts thun kann, was Eurer Ehre und meinem Gewissen zuwider wäre,“ fuhr er leise fort. „Vertraut mir nur dies eine Mal.“

„So sei es denn,“ sagte Valentin nach einigem Zögern. „Da es Dein Gefangener ist, so habe ich nicht über ihn zu gebieten.“

Er befahl jetzt, die übrigen Gefangenen nach Köln zu führen, und sie in den dortigen Gefängnissen unterzubringen, bis Weiteres über sie beschloffen werde. Die todten Stellmeister begrub man auf derselben Stelle, während die gefallenen Bürger und Stadtsoldner nebst den Verwundeten auf Tragbahnen zur Stadt gebracht wurden.

Zu jeder anderen Zeit hätte der Einzug der wackeren Sieger unermesslichen Jubel verbreitet; aber der Anblick der rauchenden Brandstätten des zum größten Theile niedergebrannten Berlins und die vielen, um Hab und Gut gekommenen Unglücklichen verwandelten die Freude in Klage und Traurigkeit.

In Köln angelangt, ward Valentin eine neue, für sein Herz nicht erfreuliche Nähr hinterbracht. Man hatte den Ritter von Röckeritz in dem Augenblicke gefangen, als er, in bürgerliche Tracht gekleidet, mit einem Karren aus Köln fahren wollte und von einigen Bürgern erkannt wurde. Er hatte zwar geleugnet, daß er der Ritter sei, sich vielmehr für einen fremden Fuhrmann ausgegeben, der die Habe des Bürgermeisters in Sicherheit bringen sollte, und zur Bestätigung seiner Aussage den Siegelring des Bürgermeisters vorgezeigt; allein man hatte inzwischen den Leichnam des Herrn von Schöneck, der mit einem Dolche erstochen war, auf dem Gemache gefunden, welches der Ritter im Hause des Rentmeisters bewohnte, und es sei kein Zweifel, daß der Röckeritz der Mörder seines sonstigen Freundes sei, um sich mit dessen Gut zu bereichern: da auch dringender Verdacht vorhanden, daß er ein Mitschuldiger der Brandstifter sei, so habe man ihn in sichern Gewahrsam gebracht, um ihm den peinlichen Prozeß zu machen.

Mit heiligem Schauer vernahm Valentin diese Kunde; denn er vermochte den Zusammenhang mit dem Tode des Bürgermeisters und das darin enthaltene göttliche Strafgericht, welches das Verbrechen durch den Verbrecher rächt, wohl zu ahnen. Dennoch wäre es ihm lieber gewesen, wenn Röckeritz entkommen, denn gern hätte er Agnes den bitteren Schmerz erspart. —

(Schluß folgt.)



## Am Weihnachtsabend.

Nun laßt uns einen Augenblick  
Bei Seite schieben Politik,  
Welthandel, Tagesfragen!  
Der Christbaum winkt mit goldnem Schein  
Auch Denen, die Jahr aus, Jahr ein  
Um's Wohl der Welt sich plagen.

Die Zeit will Männer, kampfbereit,  
Die kühn und stark in heißem Streit  
Wie ehr'ne Säulen stehen;  
Doch auch der Mann hat ein Gemüth:  
Manch schlichtes, zartes Blümchen blüht  
Dort still und ungeschrien.

Der edle Mann, der in der Brust  
In Kindlichkeit und reiner Lust  
Noch fühlt des Herzens Triebe,  
Der schüttelt ab Macht, Rang und Ruhm  
In seines Hauses Heiligthum,  
Dem Tempel seiner Liebe.

Hier ist sein heimisches Ayl;  
Und bei der Jugend heiterm Spiel  
Wird Kind er unter Kindern.  
Hier wird ihm warm und wohl um's Herz,  
Und drückt und naget ihn ein Schmerz —  
Die Liebe wird ihn lindern.

Wie ist die Mutter hoch entzückt,  
Wenn Väterchen den Christbaum schmückt!  
O süße Elternfreude!  
„Fürst, böst du mir den Ordensstern —  
Gib ihn dem kalten glatten Herrn —  
Hab' and're Sorgen heute!“

Du treuer Vater, dem der Heerd  
Des Hauses theuer ist und werth,  
Laß du den Höfling lächeln!  
Du kennest einen höhern Preis:  
In deiner Kinder traurem Kreis  
Wird Wonne dich umfächeln!

Sie sind dein höchstes Erdengut,  
Du schüttest sie mit deinem Blut,  
Und opferst ihnen Alles.  
Darob vergiffest du ja nicht  
Für's Vaterland die heil'ge Pflicht  
Beim Ruf des Trommelschalles.

Jetzt lege nur das Federschwert  
Und was das Tagewerk begehrt,  
Leg' Alles aus den Händen!  
Die treue Mutter harret dein:  
„Zünd' an die hellen Lichtlein,  
Den Christbaum zu vollenden!“

Herein, du kleine Schaar, herbei! —  
Ah, welch' ein Glanz, welch' Lustgeschrei!  
Wie sind die Kleinen fröhlich!  
Und Dank und Lieb' in jedem Blick!  
O welches reiche, reine Glück,  
Ihr Eltern, wunderbarlich! K. Enslin.

## Die Samoristik der telegraphischen Depeschen.

Ein Witzbold hat alle telegraphischen Depeschen über die Kriegereignisse in und um Fulda zusammengestellt. Da heißt's ungefähr folgendermaßen: Fulda, Nachmittags 1½ Uhr. Wir sehen am Vorabend großer Ereignisse. Zwischen den Preußen und Bundestruppen wäre es beinahe zum blutigen Kampfe gekommen. Die feindlichen Heeresmassen stehen sich schon 2000 Schritte gegenüber. Zweite Depesche 2 Uhr. Preußen erklärt, den Angriff abwarten zu wollen. Dritte Depesche 2½ Uhr. Die Bundestruppen wollen nicht zuerst anfangen. Der Muth der Soldaten wächst mit jeder Stunde. Vierte Depesche 3 Uhr. Die Entscheidung naht. Sorben reiten die preussischen Kürassiere unter fürchterlichem Hurrah nach dem Gerathore. Die Bundestruppen sprengen unter lautem Hussa nach der Richtung von Hünsfeld. Man vernimmt noch nichts von einem Gefecht. Fünfte Depesche 3½ Uhr. Die preussischen Kürassiere sprengen nach der Richtung von Hünsfeld — nachdem die Bundestruppen diese Stellung aufgegeben haben. Weiteren Feindseligkeiten sieht man entgegen. Sechste Depesche. Es verbreitet sich das Gerücht: ein preussischer Vorposten sei von den Bundestruppen erschossen worden. Die Preußen wollen blutige Rache nehmen. Siebente Depesche. Das Gerücht ist falsch. Der Vorposten ist an der Cholera gestorben. Achte Depesche 6 Uhr. Es ist finster. Die Truppen sind vergnügt und kochen Suppe. Mit Bangen sieht die Bürgerschaft dem morgenden Tage entgegen, wo der Zusammenstoß unvermeidlich ist. Neunte Depesche Morgens 9 Uhr. Die Nacht ist ruhig vorübergegangen. Die Preußen und Bundestruppen haben eine beobachtende Stellung eingenommen. Zehnte Depesche. Sorben reitet eine Schwadron rothe Husaren im gestreckten Trab zum Thore hinaus. Man will vor einer Stunde in der Gegend von Neuhof feuern gehört haben. Die Einwohner packen ein. Elfte Depesche. Die vernommenen Schüsse, welche man für den Anfang eines europäischen Kriegs hielt, — waren nicht gegen die Preußen, sondern gegen ein paar Haasen gerichtet, die unvorsichtig den feindlichen Truppenkörpern zu nahe gekommen. Die Einwohner packen wieder aus. Zwölfte Depesche. Die Sachen gestalten sich friedlicher. Die Einwohner athmen auf. Es konnte schlimm werden. Man sagt, daß sich die Preußen nach den Etappenstraßen zurückziehen.

## Maritätenkästlein.

© Als der verstorbene treffliche Dachsenheimer in Wien debutirte und alles entzückte, rief ein schlechter Schauspieler: „D

wär' ich doch nur die Hälfte von diesem Künstler!“ Der berühmte Komiker Weidmann erwiderte ganz trocken: „Sein's ruhig, d'erste Silben von ihm sind's ja schon.“

© Verdienst. Mann, sagte eine böse Frau, Du wirst uns mit Deiner Verschwendung noch in's Unglück stürzen. Verdienst ich denn nicht, erwiederete er gelassen, mehr als wir brauchen. Ach, rief sie wüthend, was verdienst Du denn? Eine bessere Frau, war die Antwort.

© Als Jemand in einer Gesellschaft sprüchwörtlich bemerkte: es gehe doch Nichts über ein gutes Glas Wein, so sagte Einer ganz trocken: „Eine Boureille ist mir doch lieber.“

© Der Bauer Tod und sein Krautfeld. Ein Landmann, Namens Tod, hatte eines seiner Felder mit Kraut bestellt, jedoch das Unglück, es über eine Nacht durch Wetterschlag zu Grunde gerichtet zu sehen. Als dies Aron, sein jüdischer Nachbar gewahrte, sprach er: „Für den Tod is doch kaan Kraut gewachsen!“

## Anagramm.

Dreinaumig.

„Mein Erstes, du willst reiten  
(Sein Taufnam' war dies Erst')  
Beim matten Schein der Zweiten?  
Nicht wahr, mein Freund, du hörst  
Auf Deiner Gattin Bitte  
Und bleibst —!“ — „Ich brauche längst  
Beim Reiten nur das Dritte,  
So fromm ist ja mein Hengst;  
Drum sei nicht bang', zum Reiten  
— Die Nacht ist mild und schön —  
Gnügt mir der Schein der Zweiten,  
Leb' wohl! auf Wiederseh'n!“

## Logogryph.

Wem dieses folgt auf jedem Schritte,  
Der weiß nicht viel von Roth und Kreuz —  
Nehmt einen Laut grad' aus der Mitte,  
So seht ihr eine Fierd' der Schweiz.  
Doch Leser, ich schieb' in die Mitte,  
Den Laut nun wieder, wo er war,  
Und wünsch auf jedem eurer Schritte  
Euch dies zur Weihnacht, zum Neujahr!

Auflösung des Logogryphs in No. 99:  
S e n f e l . E n f e l .